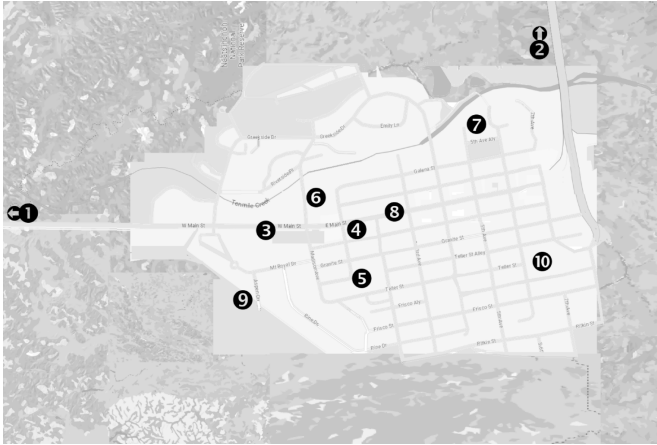


oliver marco

BETET, SO WIRD EUCH GEgeben!

Thriller

Kleinstadt irgendwo in den USA, gelegen in einem Tal, umgeben von Bergen



- 1 Kraftwerk und Ranch mit Kapelle
- 2 Straße raus aus der Stadt
- 3 Main Street mit Geschäften, Diner, Milchbar, Kino und Stadtpark
- 4 Rathaus
- 5 Kirche
- 6 Waffenladen
- 7 Villa
- 8 Bankhaus und gegenüber Polizeistation
- 9 Schule
- 10 Vorort mit Häusern und Gärten

Gottes Werke

Kommodenpost | Tag 1460

1 Timotheus 5: «23 Trinke nicht mehr bloß Wasser, sondern gebrauche ein wenig Wein um deines Magens willen und wegen deiner häufigen Krankheiten.»

«Das ist die beste Bar der Stadt!», rief einer der Männer begeistert und die anderen beiden nickten zustimmend. Sie prosteten sich zu und genossen den Moment. Scherze und Gelächter erfüllten die Luft, während sie die Flaschen leerten. Niemand aus der Stadt ahnte, dass sie an diesem heiligen Ort waren und unter Jesus' wachsamem Augen dem Vergnügen frönten.

«Was gibt es eigentlich zu feiern?»

«Vier Jahre, Leute, vier Jahre.»

«Die Zeit vergeht.»

«Das tut sie. Apropos Zeit. Wie geht's dir, so alleine? Quillt die Spüle mit schmutzigen Pizzatellern schon über?»

«Sei froh, dass du sie los bist!», kommentierte der Zweite trocken.

«Kein Kind, kein Glück», seufzte der Angesprochene. «Und das nach genau vier Jahren, seit wir alle hier sind.»

«Es liegt nicht an dir, Mann. Du trägst den Saft in dir!», breitete der Erste seine Arme aus.

«Natürlich liegt es nicht an uns Männern. Hast du gebetet, dass es klappt?»

«Meinst du, ich gehe in die Kirche und bete für einen erfolgreichen Zeugungsakt?», entgegnete der Dritte mit einer Prise Sarkasmus. «Du weißt, dass ein Gebet nur von der Allgemeinheit für die Allgemeinheit sein kann?»

«Gott ist wertfrei. Und wenn du für die Fruchtbarkeit aller betest? Wie schlecht kann das sein? Unsere Stadt sprüht sowieso nicht vor Kindern.»

«Und wenn *sie* dagegen betet? Wenn der ganze Bibelkreis dagegen ist? Wie entscheidet Gott dann?», warf der Zweite in den Raum.

«Gott ist Demokrat. Er lässt die Mehrheit entscheiden, es wäre ja nicht das erste Mal. Bei einem Patt ... bleibt die Situation wie sie war», erklärte der Erste.

«Dann beten wir für dich! Ja, genau, du musst nur noch einmal mit ihr schlafen. Oder sie wird schwanger wie einst Maria durch einen Engel oder fährt der Blitz hinab und in sie hinein, auf dass sie in ein Kindlein austrage!»

Sie lachten und prosteten sich wieder zu.

«Sie schläft bestimmt schon mit ihrem neuen Typen. Underwood greift sofort zu, wenn etwas lukratives am Markt ist. Da ist er umtriebiger, das muss man ihm lassen, tut mir leid, Wes. Dein Zug

ist abgefahren und die Flaschen sind leer. Die wahren Probleme dieser Zeit.»

«Weißt du, Mann, wenn ich mal nicht mehr sein sollte, dann schnapp dir meine Frau. Die gibt dir zwar Feuer, aber sie ist eine Granate im Bett», bot der Erste an.

«Wieso sollte sie ihn nehmen?», fragte der Zweite.

«Sie mag Kerle mit Macht. Je mehr, umso besser. Wisst ihr, Leute, Dank euch beiden läuft der Laden. Menschen sterben und nehmen ihre Geheimnisse mit, Kinder werden geboren, die Stadt ist friedlich und vereint. Idylle.»

«Hör auf zu sülzen! Gehen wir Nachschub holen.»

Zwei der drei Männer gingen nach draußen, um weitere Getränke zu holen. Der dritte Mann blieb zurück. Er sah sich in der Kapelle um. Ein Schmuckstück, mit ihrem kleinen Altar und den vier Säulen, die das kleine Dach trugen. Neben dem Eingang stöberte er in einer kleinen Kommode, die nicht hierher gehörte. In der linken Schublade fand er eine zierliche, verschlossene Holzkiste ähnlich einer Zigarrenschachtel, doch keinen Schlüssel. In der rechten Schublade entdeckte er ein Stück Papier. Er nahm es heraus und entfaltete es.

«The Place of ... GOLD?! Der Ort des Goldes?!», stand handschriftlich darauf gekritzelt,

Es war eine Karte. Eine zerknitterte Schatzkarte, leidlich abgenutzt und mitgenommen, auf der augenscheinlich die Umgebung, in der sie sich gerade befanden, skizziert war. Es war unglaublich! Hastig steckte er sie ein, bevor die anderen beiden zurückkehrten.

Deswegen bist du so reich ... an Geld, an Liebe, an Kinder. Wie lange noch, mein Guter? Wie lange noch?

Wettereinflüsse | Tag 1818

Jesaja 25: «1 O Herr, du bist mein Gott; dich will ich erheben! Ich lobe deinen Namen; denn du hast Wunder getan; die Ratschlüsse von alters her sind wahr und beständig! 4 [...] ein Schirm vor dem Platzregen, ein Schatten vor der Hitze, als der Zornhauch der Tyrannen war wie ein Unwetter gegen eine Wand.»

«Halleluja! Ich bringe euch die frohe Kunde, dass sich unsere Mary vollständig erholt hat. Unsere Gebete wurden erhört! «Bittet, so wird euch gegeben; suchet, so werdet ihr finden; klopft an, so wird euch aufgetan!». So steht es unter Matthäus 7 oder auch Lukas 11. Es ist wahr, liebe Gemeinde, es ist wahr. Gott ist mit uns. Gott ist mit uns in seiner Großzügigkeit und Liebe. Er gibt uns Wohlstand und nimmt uns die Armut.» Reverend Abraham Meyer breitete seine Arme aus und lächelte in die weißen Gesichter seiner Gemeinde, die wohlwollend nickte. Die ganze Stadt war gekommen. Wie jeden Sonntag. Durch die bunten Scheiben der kirchenschiffhohen Fenster schien die Sonne, so wie die Gläubigen es ebenso jeden Sonntag zuvor erbeten hatten. «Kniet nieder, so wie das Gebet uns gelehrt wurde.» Und sie erhoben sich, um sogleich nieder auf ihre Knie zu sinken. Die einen frohlocken

dabei, die anderen ächzen schon bevor ihre Knie sie dazu bringen würden. Sie falteten die Hände zum Gebet und senkten den Kopf hin zur Brust. «Oh Herr! Wir danken dir für den Frieden in unserer kleinen Stadt. Sie ist frei von Zwist und Neid, vor Sorge und fast vor Krankheit. Ihre Abgeschlossenheit ist eine Wonne in Zeiten, in denen zwei Weltkriege die Menschen erschüttert haben und der Frieden nur wenige Jahre nach Kriegsende noch immer auf wackeligen Beinen steht.»

Der mächtige Innenraum der Kirche war nur karg verziert. Es gab keine biblischen Gemälde oder übermäßig viele religiöse Symbole. Nur der geschnitzte Jesus, doppelt so groß, als er wohl selbst einst war, hing spröde an seinem Holzkreuz über dem Altar und blickte ernst auf die Gemeinde herab. Alle Holzbänke waren bis in die letzte Reihe belegt, so dass Stühle bereitgestellt wurden, damit jeder Gläubige seinen Platz fand. Der Reverend, traditionell in Schwarz mit weißem Kragen gekleidet, schaute von der Bibel auf, er schaute auf, hin zu seinen Schäfchen. Er schaute auf die Väter, die hart arbeiteten, um ihre Familie zu ernähren, gekleidet in dunklen Anzügen aus Wolle oder Baumwolle, darunter das weiße oder pastellfarbene Hemd mit spitzem Kragen, dazu die Krawatte und eine Hose, die Taillenhoch und deren Passform schmal war. Die Mütter, körperumhüllt und taillenbetont von Petticoats

oder Kleidern samt Gürteln oder von ihren Blusen und langen Röcken aus Seide, dazu Schmuck und vielleicht ein Hut. Die Kinder waren in ihre Sonntagskleidung gesteckt worden, die Töchter in schicke Kleidchen und die Jungs in Hemd und Hose samt Hosenträger und vielleicht einer Kappe. Jeder hatte sich in Schale geworfen, auch die, die gerade keine Familie hatten, als Zeichen des Respekts und der Wertschätzung gegenüber der Kirche und der Gemeinschaft. Der Reverend, ein hagerer, großgewachsener Mann um die fünfzig Jahre, blickte zufrieden auf seine stille und wohlerzogene Gemeinde, die gebannt auf ihn starrte. Sie wartete, was nun noch folgen würde, hatten sie doch intensiv gesungen und der Predigt beigewohnt, gebetet und den Nachrichten aus der Gemeinde der vergangenen Woche gelauscht. Es gab nichts besonderes zu berichten in diesen Tagen, außer dass Fred Vanderbilt, der hiesige Großgrundbesitzer, noch immer verschwunden war, verschollen seit einigen Monaten und dass darüber nachgedacht wurde, ihn für tot zu erklären und eine Trauerfeier zu organisieren. Seine Frau Jane und ihre beiden Kinder, Carl und Carla, waren nicht in der Kirche, ebenso nicht der verzogene Bengel von Wolfgang und Caroline Monet, was seinen Eltern sichtlich peinlich war. *Mögen die Fortgebliebenen in der Hölle schmoren und der sonnendurchflutete Tag auf sie spucken.* Doch der Glaube verbat sich negative Gebete, er

reichte stattdessen die Hand, was in der Sache nicht immer verständlich war.

«Reverend, ein Unwetter steht an. Wollen wir nicht um den Schutz Gottes beten?», fragte Tim Truth, ein schmaler Mann mit stets ungekämmten Schopf und langem Hals, der angeblich aus seiner Neugierde für alles und jeden resultierte. Er war um die Dreißig, trug stets hässlich beige Anzüge und eine Fliege und war Leiter der Radiostation und Zeitung der Stadt.

Draußen bellte ein Hund, als wollte er dem Ansinnen zustimmen, obwohl noch eitel Sonnenschein an diesem Sommertag 1958 herrschte.

«Das ist eine hervorragende Idee, mein lieber Tim», sagte der Reverend und deutete mit seiner Hand in Richtung des erfreuten Radiomachers, der für die Zeit der Kirche und dem gemeinsamen Kaffee, Kuchen und Barbecue danach sein Programm unterbrach. «Ihr habt vielleicht gehört, dass heute Nacht ein Unwetter mit Sturm, Gewitter und Tornados über unsere kleine Stadt hinwegfegen soll. Um uns herum sind die Berge, unser Kleinod liegt in einem tiefen Tal, Gott hat diesen Ort schon immer beschützt und doch, oh Herr, bitten und beten wir um Schutz und Sicherheit, um deine Hand über unser aller Köpfe, demütig und voller Glauben, bitte erhöre uns und lass den Sturm über die ergehen, die mit dem Teufel sind! Lass uns friedlich schlafen und unser

Haus und Hof und all die, die darin leben, unversehrt. Wir bitten dich, erhöre uns!»

Die Gläubigen verließen die Kirche und machten sich auf in den Garten des Gemeindehauses. Ein erster Wind frischte auf und ließ die Hutträger ihre Hüte festhalten und die Blanken ihre Haare wirbeln.

«Für wahr, ein Unwetter naht», flüsterte der Bürgermeister Wes Meyer und blickte in die Ferne Richtung Sonne, die weit über den Spitzen der Berge stand und flimmerte.

«Gott wird uns schützen, so wie er uns immer geschützt hat in den letzten Jahren!», lachte der Reverend.

«Da hast du recht, Bruder», nickte der Bürgermeister. «Gott ist sehr wohlwollend mit uns. Er ist es mit diesem Ort.»

«Und das zurecht, Wes! Wir sind eine kleine, gläubige Gemeinde jenseits der großen Städte und damit fern sämtlicher unmöglichen und abartigen Einflüsse der heutigen Zeit. Deswegen führt auch nur eine einzige Straße hierher und einen Bahnhof oder Flugplatz braucht es ebenso nicht.»

Der Bürgermeister war stolz auf seine Stadt. Sie war sauber, friedlich, schuldenfrei und reinweiß in ihrer Seele und Moral. Die Wirtschaft war unter sich und versorgte sich selbst, während die Kinder behütet aufwuchsen und die Frauen das Haus

und die Familie in Ordnung und ihre Männer bei Kräften und Laune hielten. Doch seine Laune änderte sich schlagartig, als sich Jim und Patricia Underwood zu ihnen gesellten.

«Eine wunderbare Predigt, Reverend. Und ich bin sicher, dass unsere Gebete erhört werden und das Leben in dieser Stadt sich weiter verbessert, trotz ... nun ja, Ihres Bruders.»

«Gott unterstützt die Gläubigen. Und damit auch den Bürgermeister», sprach der Reverend lächelnd und sah seinen Bruder an, der sichtlich pikiert war über die indirekte Ansprache des nach Vanderbilts Verschwinden nun reichsten Manns der Stadt.

«Einen schönen Sonntag, Reverend. Wes ...», lupfte Underwood kurz seinen Hut, bevor er und seine Frau in Richtung der Getränkeausgabe gingen.

«Es tut noch weh, was, Bruderherz?»

«Kümmere dich um Gott und dass es uns gut geht und ich kümmere mich um meine Angelegenheiten, in Ordnung, Reverend?!»

Die Kinder tollten auf der Rutschbahn oder im Sandkasten, sie spielten auf der grünen Wiese Ball direkt vor der Kirche mit ihrem hohen, weit sichtbaren Turm. Der Geruch von gegrilltem Fleisch wie Brisket, Rippchen, Huhn oder Schwein auf fünf Holzkohlegrills wanderte durch die warme Luft dieses wundervollen, erbeteten Sonntags.

Die Tische waren überfrachtet mit Cole Slaw, Mac & Cheese, Baked Beans und Cornbread und allerlei süßem Nachtisch wie Pudding oder Kuchen. Im Hintergrund spielten ein paar junge Erwachsene auf Gitarren und Banjos leichte Lieder.

Der Bürgermeister ging an seinen feiernden Bürgern vorbei Richtung Straße, an der unendlich viele Autos parkten. Wes Meyer liebte die amerikanischen Straßenkreuzer, ihre kraftvollen Motoren, ihre zu großen Abmessungen und ihre auffälligen Designs, wie solche mit langen, schlanken Karosserien samt ausgestellten Kotflügeln oder extremen Heckflossen und Chromverzierungen. Die Straße entlang gab es alle beliebten Farben zu bewundern, von Weiß bis hin zu den gängigen Pastelltönen wie Türkis, Rosa und Hellblau. Sie alle waren da: die Cadillac Eldorados, die Ford Thunderbirds und sogar zwei Chevrolet Corvettes. Er selbst setzte sich in seinen türkisfarbenen Chevrolet Bel Air mit weißem Dach und weißen Felgen. Er blickte hinüber auf die ausgelassene Stimmung und fand mitten im Trubel Jim Underwood, der seinen Arm um seine Ex-Frau Patricia gelegt hatte. Underwoods Ziele waren klar: Seine Frau hatte er schon, als nächstes wollte er sich Wes' Amt krallen. Vielleicht war es falsch, das BBQ nun zu verlassen. In ihm brodelte es. Er packte intensiv den dünnen Lenkradrahmen, die Knöchel seiner

Finger wurden weiß vor Anspannung, die Wut stieg in ihm hoch, als er Underwoods künstliches Lachen sah, dieses übertriebene, zahnarztgebleichte Vergnügen über einen platten Scherz von Richter Edward Miller, der seit Jahren versuchte, seine sowieso schon zu fette Frau zu schwängern und er sich fragte, wie sie im Bett körperumständlich zueinander finden sollten, wenn sie schon in der Öffentlichkeit ein dividiertes Bild abgaben. Doch Ed Miller und seine Frau waren Wähler und bei der nächsten Wahl konnte er jede Stimme gebrauchen und so verwarf er seinen bösen Gedanken und sah weiter hinüber auf die Festwiese. Jim Underwood war Mitte 50, stets gut gekleidet, was einen hellen Anzug samt Einstecktuch, ein weißes Hemd mit Manschettenknöpfen und braune, blank polierte Schuhe bedeutete, sein Ziegenbärtchen gepflegt und die grauen Haare unter dem Cowboyhut nach hinten gekämmt. Er war schlank mit einem leichten Bauchansatz, Inhaber des Waffenladens und des Beerdigungsunternehmens und es war müßig, darüber Witze zu reißen. Patricia hat er sich vor knapp zwei Jahren geangelt, wie und wo wusste Wes bis heute nicht und es war ihm inzwischen auch gleich. Sie war 42 Jahre alt und hatte sich hervorragend gehalten und wieder und wieder fragte er sich, was der Kerl hatte und er nicht. Geld. Es konnte nur Geld sein. Und ein Haus, ein Wahnsinnshaus. Und viele Autos. Und

vielleicht ein üppiges Zeugungsgerät, was ihr endlich ein Kind schenken würde, trotz ihrer beiden hohen Alter. Sie sah wundervoll aus in ihrem klassischen Kostüm samt eng anliegender Jacke und dezentem Rock. Sie hatte Klasse, ohne Frage, doch sie konnte gemein und hinterlistig sein. Nur was zählte das in einer Welt, in der die Männer die Zügel in der Hand hielten?

Wes Meyer blickte in den Rückspiegel. Er sah wieder besser aus, gepflegter, mehr Farbe im Gesicht. Die Wochen nach der Trennung haben bis heute tiefe Risse und Furchen in seinem Gesicht und seiner Seele hinterlassen. Er ließ den Wagen an, die Klimaanlage und der Motor ratterten los. Die aus den Düsen herausposaunte Kälte tat gut und senkte Meyers Betriebstemperatur. Er drückte auf das Gaspedal, doch in dem Moment, als er ausparken wollte, schrammte haarscharf an seinem Rückspiegel ein zu schneller roter Chrysler Imperial vorbei. Die Bremsen seines Wagens quietschten kurz, er tobte hinter seinem Lenkrad und er tobte noch mehr, als er sah, wer aus dem Wagen ausstieg, der abrupt vor ihm zu stehen kam: Es waren Underwood Handlanger, Bodyguards, Fixer, Diener und persönliche Assistenten J.B., Joe und Tony, Gestalten, denen man nicht im Dunkeln begegnen wollte und auch nicht an einem Sonntagvormittag. J.B. kam mit geballten Fäusten zum Wagen des Bürgermeisters, dem kurz die

Angst in die Glieder fuhr. J.B. bückte sich hinunter zum Fenster des Bel Air, das Wes eilig nach unten kurbelte. «Hallo Bürgermeister. Es ist nicht wie bei einer Frau, dass von hinten nur was schönes kommt. Daher ist es immer gut, die Daumen zu drücken, damit kein Unglück geschieht, wissen Sie?» Dann ging er lachend fort.

«Daumen drücken? Was soll das?», grummelte er und kurbelte die Scheibe wieder hoch.

«Wollen Sie Anzeige erstatten, Herr Bürgermeister?», kam es von der abrupt geöffneten Beifahrerseite, was Wes noch einen Schrecken einjagte.

«Oh, hallo Deputy Rockford. Nein, alles ist in Ordnung.»

«Wie Sie meinen!», nickte Rockford und richtete seine Polizeimütze.

«Entschuldigen Sie, Bürgermeister. Das wird nicht wieder vorkommen!», rief Tony und grinste schief, während er mit seinem linken Arm herüber winkte und seine Armbanduhr genauso locker wackelte wie seine zu große und ebenso goldene Halskette.

«Elendiger Wichser», grummelte Meyer erneut. Er fuhr noch einmal los, vorbei an seinem alten Wagen, einem weißen Thunderbird Convertible, Fords sportlicher Zweisitzer, den sie aus der Ehe mit ihm in die andere Ehe mitgenommen und den Beifahrer getauscht hatte. Am liebsten hätte er ein Ei oder irgendwas anderes in das mit offenem

Verdeckt stehende Auto geworfen, damit es in der Hitze braten konnte, doch er hatte nichts Passendes zur Hand, zudem war er ein schlechter Werfer.

Er fuhr durch die ordentlichen Straßen seiner sonntagsruhigen Stadt. Er fuhr einen Umweg, vorbei an den gepflegten Vorstadtgärten, einige umzäunt von blütenweißen Zäunen, andere bestückt mit frisch beladenen Wäscheleinen. Er betastete seinen Bauch, er hatte etwas abgenommen und doch war es noch ein weiter Weg zu einer guten Figur. Er passierte den Waffenladen von Jim Underwood, der sonntags geschlossen hatte, wie so viele Läden am Tag des Herrn. Erneut stieg die Wut in ihm hoch, zum einen wegen Underwood, zum anderen über die bloße Gegebenheit eines Waffenladens in seiner Kleinstadt. Die Jagd war beliebt bei den Menschen hier, boten die umliegenden Wälder und Berge genügend Möglichkeiten zur Befriedigung der Lust zum Abschuss von Gottes Wildtieren und Vögeln. Zur Selbstverteidigung waren die Waffen eher nicht notwendig, war die Kriminalitätsrate doch auf einem Tiefstand, dem Polizeichef und seiner Crew, sowie der außergewöhnlichen Lage seiner Stadt sei Dank. Und Gott natürlich, beteten sie doch regelmäßig für die Sicherheit und das Wohlergehen der Menschen hier.

Er hatte die Stadt verlassen, er fuhr vorbei an saftigen Wiesen samt stets kauenden Rindern und Kühen, die der Allgemeinheit gehörten und auf deren Rücken Kuhreier pikten, die sich seit einigen Jahrzehnten zunehmend in den USA und Kanada ausbreiteten. Er hatte die Einfahrt zur Vanderbilt-Ranch erreicht. Das Torgatter stand offen, über dem Schotterweg thronte ein Holzschild mit der verzierten Aufschrift «FVDB», «Fred Vanderbilt», der Name des verschollenen Eigentümers der größten im Privatbesitz befindlichen Feld- und Wiesenflächen, Darüber hing der Schädel eines Büffels.

Er war am Haupthaus angelangt, das über zwei Stockwerke verfügte, aus Holz und Stein bestand und im einfachen ländlichen Stil erbaut wurde. Eine breite Veranda führte um das Haus herum. Die beiden letzten verbliebenen Stallungen waren zu einer Autogarage und einer Scheune für Traktoren und weiteres landwirtschaftliches Gerät umfunktioniert worden. Eine Scheune, wo er nicht wusste, was sich darin befand, stand weiter hinten. Tiere wie Rinder oder Pferde gab es auf dem Anwesen schon lange nicht mehr. Es war von einer weiten Fläche umgeben, die von den malerischen Bergen eingegrenzt wurde. Es wurden mehr Felder bestellt, als Arbeitskräfte zu bekommen waren, denn dem Gebet sei Dank wuchsen und gedeihten Weizen und Gerste, die nach der wundersamen Ernte in der Stadt

verarbeitet wurden. Ein kleines Prunkstück war die alte Kapelle, ungefähr eine Meile vom Haupthaus entfernt.

Wes Meyer stellte seinen Wagen ab und steuerte auf die Veranda und den Eingang zu. Jane stand schon in der Eingangstür, leger gekleidet mit einer engen Jeans, blauer Bluse und in Arbeitsstiefeln. Die dunkelblonden Haare trug sie offen, ein Zeichen dafür, dass die tägliche Arbeit beendet war oder eine Pause anstand.

«Hallo Wes. Ist die Kirche schon vorbei?»

«Hallo, liebe Kusine.» Er stieg die Verandastufen hinauf und drückte ihr ein Küsschen auf die Wange. Er spürte ihren Busen. Er genoss es. Sie gingen hinein in das holzvertäfelte Wohnzimmer mit seiner wuchtigen Ledercouch samt Marmortisch, dem unbenutzten Kamin und vielen alten Gemälden an der Wand, die die Landschaft in der Umgebung und die Stadt zeigten. Es waren Bilder, die Fred Vanderbilt einst selbst gemalt hatte. «Es ist schön kühl hier drin. Wie geht es dir, Jane?»

«Die Kinder stecken das Verschwinden ihres Vaters recht gut weg. Er war auch nicht der Vater, der für seine Kinder da war.»

«Wie es *dir* geht, Jane.»

Jane Vanderbilt ließ sich in einen Sessel fallen. Von draußen fielen Sonnenstrahlen durch das Fenster ins Wohnzimmer. Sie nahm das halbvolle

Weinglas, das auf dem Tisch stand, und leerte es in einem Zug.

«Willst du auch was?»

«Nein danke.»

Wes stand noch immer.

«Steh nicht so blöd herum, setz dich.»

«Okay, okay.»

Wes setzte sich auf die Couch. Er sah Jane an. Sie war vierzig Jahre, ihr Sohn Carl zehn und die Tochter Carla sechzehn Jahre alt. Sie lebte vom Vermögen ihres Mannes und sollte das nicht mehr ausreichen, könnte sie einfach das Farmland verkaufen und fortziehen. Sie wäre eine gute Partie, doch sie waren verwandt und eine gläubige Gemeinde würde das nicht tolerieren. Wes bereits verstorbene Mutter war die Schwester von Janes bereits verstorbener Mutter. Er wollte auch keine Kinder von ihr. Vielleicht war er es, der nicht konnte und nicht seine Ex-Frau, die ihn beschuldigte, seine Munition beim Wachsen verschossen zu haben, als sie ihn einmal auf der Toilette erwischt hatte. Er hielt die Theorie für naheliegend, war er doch nie ein Frauenheld gewesen und hatte sich lieber mit sich selbst beschäftigt.

«Wieso bist du hier?»

«Nun ... Jane ... wie du weißt, haben wir ein kleines Kraftwerk, das einst als autarker Versuch zur Herstellung von Strom gebaut wurde. Es versorgt unsere Stadt und das ... funktioniert sehr

gut. Doch der Stromverbrauch steigt, ebenso der Wasserverbrauch. Wir, also der Stadtrat und ich, wollen Fläche vor der Kapelle und dahinter kaufen, um einerseits dort einen künstlichen Trinkwasserspeicher zu bauen und andererseits dem Kraftwerk mehr Fläche bieten. Die Kapelle bleibt unberührt.»

Die schwarze Katze der Vanderbilts durchquerte das Wohnzimmer.

«Vergiss es.»

«Was? Denk doch erst einmal darüber nach!»

«Was soll ich darüber nachdenken? Fred hätte nie gewollt, dass dieses Land an die Stadt geht und sie die Natur zerstört.»

«Fred ist ...»

«... tot? Wolltest du das sagen? Dass er tot ist? Niemand weiß, wo er ist und was passiert sein könnte. Er ist einfach weg! Vielleicht hat er mich und die Kinder einfach auch sitzen lassen! Und es würde mich nicht wundern! Underwood, du, und all die anderen in der Stadt, habt ihm das nur geneidet und euch immer gefragt, wieso er ... wie dem auch sei ...»

«Kann ... das sein? Dass er euch hat sitzen lassen?», fragte Wes überrascht. Die Ehe der Vanderbilts galt als Musterehe und für Wes war sie der Beweis, dass Geld, Schönheit und Kinder automatisch zu einer glücklichen Ehe führten.

«Es fehlt zumindest kein Geld. Keine Abbuchungen, nichts. Vielleicht hat er etwas

beiseite gelegt, aber wir waren glücklich. Das ist nicht nur so daher gesagt. Wir waren glücklich, Wes! Er ist oft in den Bergen gewandert oder geklettert, wer weiß, was passiert ist. Wenn man wenigstens seine Leiche finden würde, um die Gewissheit zu haben, aber nichts! Nichts!»

«Die Stadt will ihn für tot erklären lassen. Es soll eine Totenmesse geben.»

«Eine Totenmesse? Womöglich mit einem leeren Sarg, gekauft von diesem Arschloch, der ...?»

«... der nun meine Ex-Frau vögelt, ja.»

«... Waffen verkauft, um anderen Leid zuzufügen, die dann in Särgen liegen, die ebenso er verkauft und wo an jedem Sarg ein Kreuz befestigt ist, das er in seinem kleinen Holzbetrieb schnöde schnitzen lässt? Fred war nicht gläubig und das weißt du.»

«Jane, Jane! Bitte denke darüber nach. Wenigstens über den Wasserspeicher!»

«Wer braucht mehr Wasser? Der Schlachtbetrieb?»

«Nun ...»

«Ich habe den Viehbetrieb hier nicht abgeschafft, um ihn woanders wieder aufzubauen. Tiere leiden unter religiösen Menschen. Was macht ihr mit den Tieren, die am Stadtrand grasen?»

«Die Stadt wächst, wir werden mehr und ...»

«Hör zu, Wes, es interessiert mich nicht. Was mich interessiert, ist, dass die Stadt innerhalb ihrer Stadtgrenzen bleibt und dieses

wunderschöne Tal weiterhin als ein Ort der Flora und Fauna existiert. Die Welt wurde zerstört durch Kriege inklusive Atombomben! Amerika darf das nicht widerfahren. Respektiere die Natur. Und wage es nicht, dagegen anzubeten!»

«Nun ...»

«Du hast dafür gebetet? Du und der Stadtrat? Für was habt ihr gebetet im Namen aller, also auch in meinem Namen?»

«Wir haben nicht grundsätzlich für dieses Stück Land gebetet, aber wir haben gebetet, dass die Stadt ohne Widerstände wächst und gedeiht.»

«Ohne Widerstände? Soll ich sterben? Soll Gott mich zu sich rufen? Ist es das, was du willst? Ist es das?»

«Im Gegenteil, Jane! Du weißt, dass die Gebete nur positiv sein dürfen! Gott war uns sehr zugetan in den letzten fünf Jahren und wir dürfen das nicht verspielen. Es ist nicht gut, wenn du und die Kinder nicht in der Kirche seid. Gott sieht das und könnte uns alle bestrafen und sei es nur durch Ignoranz.»

«Hat dein Bruder Reverend dir diesen Müll erzählt?»

«Jane, wieso kommst du nicht zu uns? In die Kirche? Zur Anhörung im Stadtrat? Es dauert doch nicht lange. Ein Gebet tut gut, ebenso das Barbecue danach. Die Gebete erfüllen sich. Sie sind kein Humbug! Und ein Gespräch im Stadtrat ...»

«Ich glaube nicht an Gott und was passiert, ist Zufall, mehr nicht und dein Stadtrat ist kein Stadtrat, sondern eine Ansammlung weißer Männer, die ...»

«Dann übergebe wenigstens die Kapelle an die Gemeinde! Die Kirche quillt über und wir könnten einen Wanderweg ...»

«Nein.»

«Würdest du mit mir ausgehen?»

Die Frage erstaunte Jane sichtlich.

«Ein Date?»

«Ein Date.»

«Du bist mein Cousin und ... nein, Wes, nein.»

«Das ist nicht verboten und es ist doch egal, was die Menschen denken. Du musst nach vorne schauen, Jane. Du bist eine wunderschöne, selbstbewusste Frau und ...»

«... ideal dafür, dir eine Wiederwahl zu sichern, womöglich mit dem Kauf meines Landes. Es ist besser, du gehst jetzt, Wes.»

«Jane ... meine Wiederwahl ist eher gefährdet, als sicher, wenn wir beide zusammen wären. Und als Fred verschwand, habe ich dir versprochen, dafür zu beten, dass deine Ernte ertragreicher ist denn je. Sieh dich auf den Feldern um! Mehr Ertrag, als gutes Wetter und Arbeiter schaffen können. Das ist kein Zufall, Jane. Buchstäblich über Nacht wird geerntet!»

«Du meinst, dein Gebet hat meinen Ertrag gesteigert? Weißt du, was meinen Ertrag

gesteigert hat? Die schweißtreibende Arbeit meiner drei Mitarbeiter. Und so wie es aussieht, wird es meine letzte Ernte sein, denn ich bekomme keine Arbeiter mehr. Meine jetzigen haben ihr Geld verdient und wollen nun aufs College. Es gibt keinen Nachwuchs in der Stadt. Es ist also nicht nur dein Problem. Bete doch noch einmal, vielleicht wächst meine Gerste ohne Zutun und dann glaube ich dir. Hättest du lieber für Fred gebetet, aber lieber betest du, dass du mich ...»

«Jane, das stimmt nicht! Hör zu, ich bete für dich, aber nicht aus Lust oder sonstwas, sondern, weil du mir was bedeutest», brummte der Bürgermeister verärgert und er blickte sich um. Auf der Anrichte standen Schwarzweißbilder von Jane und Fred, von Jane und Fred und ihren Kindern und von einem Nachbau der Stadt.

«Verschwinde, Wes.»

«Ich werde morgen die Stadt verlassen und zur Konferenz fahren. Danach reden wir noch einmal. Jane, denke darüber nach. Über alles.»

«Wes, du bist kein schlechter Kerl, das weiß ich. Es ist nur ... die Kinder, die Landwirtschaft, die Hoffnung auf Fred lässt mir keine Ruhe.»

«Die Kinder werden groß, das Land kannst du verkaufen und Fred ... löse dich, Jane. Es wäre schön, wenn du wieder einen Mann an der Seite hättest.»

«Du weißt, dass es nicht so leicht ist, von hier wegzukommen.»

Reverend Meyer war in die Kirche zum Altar zurückgekehrt, so wie er es jeden Sonntag tat, sofern der Bibelkreis ihm eine Nachricht zukommen ließ. Er kniete sich nieder und blickte auf zu Jesus, der ihn anzustarren schien.

«Oh Herr, mir wurde zugetragen, und ich hoffe, es ist die Wahrheit, dass ein Mann, wieder einmal, gesündigt hat. Dieses Mal geht es um Les Gillis, den Staubsaugervertreter, der nicht den Mund halten konnte. Tu, was du für richtig hältst, oh Herr, dafür bete ich im Namen aller, im Namen der Gemeinde. Ich bitte dich, erhöre uns. Amen! Lass Frieden und Stabilität in dieser Gemeinde weiterleben. Und, oh Herr, ich hätte da noch ein kleines Liebesbedürfnis, vielleicht kannst du mich da unterstützen ...»

Jim Underwood beobachtete das knisternde Feuer im Kamin. Es war nicht notwendig, war doch Sommer und die Kühle in seinem großzügigen Wohnzimmer angenehm, doch er tat es der Stimmung wegen. Seine Frau reichte ihm ein halbvolles Glas Bourbon ohne Eis, sie selbst hatte sich einen Eistee gemacht. Vorsichtig schlürfte sie daran, ehe sie sich in den anderen Ohrensessel setzte. Sie bedeckte ihren blau befleckten Oberschenkel.

«Ich liebe es, wie dein Ex-Mann uns immer anglotzt.»

«Hör auf, über ihn zu reden. Das ist vorbei.»

Jim lächelte überheblich und siegesgewiss, als ob Patricia eine Trophäe wäre.

«Vielleicht hast du recht. Aber ich muss über ihn reden. Ich will Bürgermeister werden. Du willst doch wieder einen Bürgermeister als Mann, Liebes?»

«Du nimmst dir sowieso, was du willst, also ...»

«Der Sturm. Wenn dieser Sturm viel Unheil bringt und Wes überfordert ist, ist das meine Chance.»

«Hoffen wir mal, dass das Haus nicht wegfliegt. Andererseits waren die Gebete eindeutig. Es wird nichts passieren.»

«Liebes, die Gebete sind egal. Es ist ein Haus gebaut aus Steinen, es ist der größte und sicherste Klotz, der hier weit und breit steht.»

«Ja, das Haus ist toll. Es steht außerhalb der Stadt und es ist so wunderbar schallgeschützt.»

Jim ignorierte die Anspielungen.

«Es werden harte Wochen bis zur Wahl, Baby. Dazu das Geschäft. Zwei Firmen, der Wahlkampf, der Stadtrat und dieses Anwesen kosten Zeit und Arbeit.»

«Ich kann gerne etwas übernehmen. Bestattungen und Waffenverkäufe können nicht so schwer sein und mit Landwirtschaft kenne ich mich aus. Und es ist doch schön, viel zu tun zu haben.»

«Liebes, ... mach dich nicht lächerlich. Du bist eine Frau. Wie sollst du das können?»

Patricia sah ihren Mann scharf an, doch der bemerkte den Blick nicht und starrte weiter auf das Flammenspiel.

«Ja, wie will ich schwaches Ding das können ...?»

«Siehst du? Aber im Bett kannst du alles. Alles!»

«So viel zu tun, so wenig Zeit. Zwei Minuten und fünfundvierzig Sekunden bis zu deinem Orgasmus, Liebster ...»

Weil ich es länger nicht brauche und aushalte, egal wie hart du zu mir ...

Es war Nacht geworden. Der Halbmond war hinter dunklen Wolken verschwunden. Sie zogen schnell und entgegengesetzt über den Himmel. Der Wind nahm zu, aber er wurde nicht stürmisch stark und unregelmäßig. Dennoch wirbelten Blätter, Zweige und kleine Gegenstände durch die Straßen der Kleinstadt, wo sich die Menschen in ihre Häuser zurückgezogen hatten und beteten, dass die Gebete, die sie in der Kirche gesprochen hatten, wie üblich in Erfüllung gingen. Immer wieder flackerten Blitze auf, die die Wolken durchbrachen und den Himmel kurzzeitig in grelles Licht tauchten. Donner rollte über die Hausdächer hinweg. Dünne Fäden zogen vom Himmel herab. In der Ferne war ein Rauschen zu hören, ein stetiges Wummern und Dröhnen. Der

Tornado hatte aufgesetzt und machte sich fertig, über den Boden zu rollen und alles zu zerstören, was sich ihm in den Weg stellen würde. Die Finsternis verhinderte, ihn zu sehen.

Doch plötzlich, kurz vor Mitternacht, wurde es schlagartig hell. Die Stadt war erleuchtet, als ob die Sonne schien. Sie lag im grellen Licht, die Straßen verlassen, und doch war ihre Idylle und ihr Charme in den gepflegten Eigenheimen samt Veranda, Schaukelstuhl und gestutztem Vorgarten zu spüren, aber vor allem entlang der Main Street, die gesäumt war von den zweistöckigen, weißen Häusern, die im Erdgeschoß all die Läden und Geschäfte für den täglichen Bedarf untergebracht hatten, liebevoll eingerichtet und die Schaufenster einladend und neugierig machend. Sie lagen nebeneinander und gegenüber, der Gemischtwarenhandel, die Buchhandlung, der Werkzeugmacher, die Apotheke, das Kleidungs- und Schuhgeschäft, und ein Schmuckladen. Etwas weiter lag das kleine Lichtspielhaus, gegenüber der Stadtpark, eine weitere Straßeneinmündung und das anschließende Rathaus samt Gericht, daneben die Praxis des einzigen Doktors und die einzige Bank der Stadt, die Wolfgang Monet gehörte. In der schmalen Straße zur Vanderbilt-Ranch und den Wanderwegen fanden sich der Waffenladen und die Autoreparaturwerkstatt, aber auch die alleinige Radiostation mit angeschlossener Tageszeitung

und ein Hardware Store. Weiter entfernt lag ein kleines Krankenhaus. An den Straßenrändern unter den schattenspendenden Bäumen und nahe der Gehwege standen die Autos von stolzen Besitzern, hauptsächlich amerikanische Modelle mit ihren glänzenden und polierten Karosserien, die in Farben wie Babyblau, Pastellrosa oder im einfachen Weiß leuchteten und ihren markanten Chromdetails und Heckflossen zur Schau trugen. Sie wohnten in einer Stadt ohne besondere Gebäude oder Architektur, wenn man die Kirche ausnahm.

Doch obwohl es hell war, waren keine Kinder auf der Straße, waren die Spielplätze und Picknickplätze im Park verwaist und begrüßten die einfachen und eng verbundenen Bürger einander nicht. Es war, als sei die Apokalypse eingetreten, oder eine Pandemie oder irgendein anderer Grund wie die Erwartung einer Atombombe, weshalb die Bewohner ihre Stadt Hals über Kopf verlassen hatten oder sich in ihren Kellern versteckten.

Stattdessen nahmen sie Vorhänge zur Seite und blickten durch ihre Fenster ungläubig nach draußen. War es ein Dauerblitz? War das Kraftwerk explodiert oder sie waren inmitten eines Atompilzes? War der Dritte Weltkrieg ausgebrochen? Hatten sie Gott brüskiert? Sie hatten Angst. Sie hatten alle Angst. Viele

begannen zu beten, obwohl sie wussten, dass Gebete nur in der Kirche erhört wurden.

«Was tust du hier?», schallte es durch das Kirchenschiff. Die erboste Stimme gehörte Reverend Abraham Meyer, dem fünf Jahre jüngeren Bruder des Bürgermeisters Wes Meyer, der vorbei an den glühenden Fenstern und dem Altar in die erste Reihe stürmte. «Frank?»

Frank war der fünfzehnjährige Sohn von Wolfgang Monet, ein halbes Jahrhundert alt, und seiner um einige Jahre jüngeren Frau Caroline, spendable und ehrenhafte Mitglieder der hiesigen Kirche.

«Ich habe gebetet, dass es hell wird. Ich habe Angst im Dunkeln, vor allem wenn ein Sturm tobt.»

«Und ... das hat funktioniert?»

«Jedes Gebet in einer Kirche funktioniert.»

«Wieso warst du heute nicht beim Gottesdienst?»

«Wieso sollte ich? Es wurde Licht! Gott nimmt mich auch so ernst.»

«Es ... lass uns beten, dass das Licht wieder erlischt. Es ist ... nicht natürlich. Es macht den Menschen Angst.»

Der Reverend begab sich zu Frank in die Sitzreihe. Er kniete sich auf die ungepolsterte Kniebank nieder und faltete die Hände. Er blickte auf ein Blechschild an der Wand, von dem er nicht

wusste, wer es angebracht hat und wieso er es bis heute nicht entfernt hatte.

Darauf stand:

«Knie nieder zum Gebet
und spreche es laut.

Blicke auf den Boden, den Altar
oder Richtung Himmel.

Falte dazu die Hände,
sei fromm und ernst

und bewahre das Gute und den Vorsatz.

Tu dies in dieser gesegneten Kapelle,
tu dies für dich im Guten,
dann wird Gott dein Gebet erhören.»

Seine Knie schmerzen sofort. Er begann, seine Worte zu sprechen: «Oh Herr, schütze uns und nimm das Licht von uns, das unser Mitglied Frank für uns alle erbeten hat, aus Sorge um den Sturm, den du geschickt hast, um die Welt zu reinigen. Doch wir sind sicher, wenn du über uns wachst, auch wenn es dunkel ist, so wie du es mit der Erschaffung der Welt bestimmt hast. Amen.»

Das Licht erlosch, die Kirche kehrte zurück in das Dunkel, während draußen das Grummeln intensiver und lauter wurde und ein Pfeifen und Zischen ertönten. Frank zuckte zusammen, während der Reverend ein paar Kerzen anzündete.

«Es ist unheimlich, Reverend.»

«Mein Sohn, du bist fast ein Mann. Wieso diese Furcht? Gott schützt dich!»

«Hat nicht jeder Angst vor Sturm und Dunkelheit? Deswegen hat die Gemeinde doch gebetet?»

Frank schnaufte tief durch. Im Tanz des Kerzenlichts suchte er, aber er wusste nicht, nach was. Er wollte weg von hier, weg von diesem seltsamen Ort. Alles war wie geleck, ordentlich, sauber. Die Schulkameraden waren nett, sie waren weit entfernt von einer Rebellion, einem Streich und damit einem Verweis. In jedem Klassenzimmer hing ein Kruzifix und erinnerte sie daran, sonntags zu beten, brav zu sein und das Haar ordentlich gelegt zu haben. Frank war selten in der Kirche und der Reverend, den er im Fach Religion hatte, war schon oft an seiner Bockigkeit gescheitert. Doch tief im Innern, das wusste der Reverend, war Frank ein guter Bursche. Doch Frank litt darunter, häufig alleine zu sein. Er hatte keine Geschwister. Als er auf die Welt kam, war sein Vater der Meinung, seine Schuldigkeit des Zeugens eines Sohns und damit der Gründung einer Familie genüge getan zu haben. Und seine Mutter war alles, nur keine Mutter oder Hausfrau. Sie versuchte es, aber sie war an anderen Dingen interessiert und Frank wusste nicht einmal, an welchen. Mit Freunden tat er sich schwer und die Pubertät war ein langsamer Gang durch die Hölle, die er sich mit Drogen bunt färbte. Diese Drogen fehlten diese Nacht. Sie hätten ihn umsorgt und

beruhigt. Im Schlaf zum nächsten Tag flüsterten Sie Worte in seine Ohren.

Da er keine Drogen vor der Kirche bekommen hatte, war er in die Kirche gegangen. Er hatte sich das bunte Licht gewünscht, das er sonst erfuhr. Und tatsächlich schickte Gott ihm nach einem Gebet buntes Licht, entstanden durch die farbigen Mosaiken der Fenster. Es war wunderschön, bis der Reverend eingeschritten war.

«Gott schuf dich als Mann. Ein Mann nimmt sich eine Frau, heiratet sie und zeugt Kinder. Das ist der Lauf des Lebens. Da ist kein Platz für die Dunkelheit, vor die dich Gott bewahrt. Es ist nicht dein Problem. Geh nach Hause, Junge. Wie du siehst, wurden unsere Gebete aus der Messe heute Morgen erhört. Das Unwetter zieht an uns vorbei. Gott ist groß!»

«Sagen Sie nichts meinen Eltern bitte.»

«Bei mir ist jedes Wort sicher, Frank.»

Frank verließ die Kirche. Sein Dealer war nicht da. Er hatte bestimmt vor dem Sturm gekniffen. Tief die Hände in den Hosentaschen vergraben, machte er sich auf nach Hause, wo niemand auf ihn wartete. Gleich war Mitternacht.

Einige Minuten vorher. Wes Meyer soff. Er soff wie ein Loch. Eine Strähne hatte sich gelöst und hing hinein in sein verschwitztes Gesicht. Zwischen den fünf geleerten Scotch- und Bourbon-Flaschen suchte er noch einen letzten

Rest, den er in sich hineinschütten konnte. Doch es war nichts mehr da. Kein Alkohol, keine Frau, keine Kraft, keine Selbstachtung. Er war ein halbes Jahrhundert alt und fühlte sich wie ein abgewracktes ganzes. Er robbte in Richtung Bad. Dort war ein bodentiefer Spiegel angebracht. Irgendwann hatte er es geschafft. Er sah sich. Er kam näher. Er sah sich an. Er wollte so sein wie dieser neue weiße Sänger, der eine schwarze Stimme hatte, der sich auf der Bühne unangenehm bewegte und der eine pomadige Tolle trug. Pompadour, die Seiten kurz und die langen Haare oben nach hinten gekämmt, doch Wes war von dieser Frisur soweit entfernt wie von einem idyllischen, amerikanischen Familienleben. Und er war grau geworden. Seine Haare. Seine Haut. Sein Wesen. Er würde nie wieder eine Frau finden. Doch er war ein Mann! Er konnte sich nehmen, was er wollte. Oder beten. Doch sein Wunsch war kein Wunsch für die Gemeinschaft. Er war für sich und damit unerfüllbar. Er wusste, der Reverend betete für die Alleingelassenen, aber er war sein Bruder. Und er? Er war Bürgermeister und ein Bürgermeister, der flehend betete, hatte Probleme. Und bald waren Wahlen. Er drehte sich auf den Rücken. Er entledigte mühsam sich seiner Hose. Er begann an sich zu spielen und an Jane Vanderbilt und ihren perfekten Körper zu denken. Er hantierte, er probierte, er scheiterte. Der Geruch, der von

unten aufstieg, widerte ihn an. Nichts konnte er. Nichts! Er brauchte Anschauungsmaterial. Er schleppte sich zurück ins Wohnzimmer und stolperte dabei mehrmals über seine halb ausgezogenen Hose. Er durchwühlte den Zeitungsständer. Er fand das anzügliche Heftchen, das ihm schon so manch gute Erlösung ermöglicht hatte. Er begann erneut an sich zu spielen. Es tat sich was. Und just als er stand, ging draußen die Sonne auf. Mit einem Schlag. Es war taghell! Wes Meyer fühlte sich ertappt, sofort versteckte er das Magazin unter den anderen und zog die Hose hoch. Vorsichtig spähte er aus dem Fenster. Die Sonne schien. Er blickte zur Wanduhr.

«Es ... ist doch mitten in der Nacht?»

Doch schnell verdunkelte sich die Stadt wieder. Und der Sturm brach los. Vielleicht würde er ihn mitnehmen.

Vagabundbunt | Tag 1819

Hiob 3: «26 Ich kann nicht ruhen und nicht rasten, und kaum habe ich mich erholt, so kommt ein neuer Sturm über mich.»

Es war Morgen und es war richtig, dass die Sonne schien. Der Chief der örtlichen Polizeistation, Dan Duncan, und der Bürgermeister, Wes Meyer, standen fassungslos vor der zerstörten Brücke.

«Wir sind von der Außenwelt abgeschnitten. Die Brücke kaputt, umgestürzte Bäume dazu, überall schweres Geröll, das in Dutzenden Lawinen von den Bergen herunterkam, und zerstörte Telefonleitungen. Ein Glück, dass wir den Strom auf unserer Seite haben. Und Wasser.»

«Funksprüche?»

«Keine Chance. Das Hauptquartier interessiert sich so schon nicht für uns, weil wir am Arsch der Welt liegen, ich kann mir nicht vorstellen, dass die ...»

«Wir sind auch selbst schuld.»

«Ja, Sir. Wir haben es selbst verschissen mit unserer ... Art vor ein paar Wochen. Im Nachhinein ... etwas dumm gelaufen.»

«Ich wollte heute eigentlich zu dieser Konferenz aufbrechen ... nun ... wenn ich nicht komme, werden die denken, wir haben überhaupt kein

Interesse mehr an einer Zusammenarbeit. Sie werden auf mich schimpfen und der Gouverneur und das Polizeihauptquartier werden uns nicht vermissen und ... uns einfach in Ruhe lassen.»

Der Chief und der Bürgermeister hatten sich bei einer Abstimmung aller Counties vor ein paar Wochen übergangen gefühlt und den Anwesenden erklärt, dass sie sie am Arsch lecken könnten und sie in Ruhe lassen sollten. Sie brauchten niemanden, nie wieder. Ende der Debatte. Und bis jetzt fuhren sie sehr gut mit Gottes Hilfe, der all ihre Wünsche bisher erfüllt hatte, auch dass der Sturm und die Tornados an der Stadt vorbeigezogen waren. Aber nicht an der Brücke, denn diese gehörte der Stadt nicht. Sie lag am Ausgang des Tals nahe dem Highway.

«Mit Verlaub, Sie sehen scheiße aus.»

«Der Sturm ließ mich nicht schlafen. Und dann passierte ... nichts. Außer der Brücke.»

Duncan wusste, dass der Bürgermeister log. Jeder konnte schlafen, zumindest nach Mitternacht. Niemand wusste, wie intensiv der Sturm vergangene Nacht war.

«Fluch und Segen. Aber vielmehr Segen. Was brauchen wir die da draußen, die nur Unbehagen, Krieg und Neid hervorbringen? Und neue Gesetze und Vorschriften? Dieses abartige Gewusel und gespielte Geschäftigkeit alleine bezogen auf die Sowjetrussen.»

«Richtig, Chief. Wir sagen der Bevölkerung, wir lassen die Brücke reparieren, aber es kann einige Wochen, wenn nicht sogar Monate dauern.»

«Es wird niemanden stören, Bürgermeister, da bin ich mir sicher. Wer verlässt schon diesen Schoß der Schönheit und Idylle?»

Die beiden Männer lachten und drehten sich um. Vor ihnen lag ihre kitschige Kleinstadt, umgeben von saftigen Wiesen und schroffen Bergen mit Schneegipfeln.

«Hier ist Tim Truth, Chefmoderator und auch einziger Moderator von K-GOD, eurer Radiostation der Stadt. Was für eine Nacht, die kurzzeitig ein Wetterphänomen zu bieten hatte, als es für ein paar Minuten taghell wurde, als ob Scheinwerfer vom Himmel leuchteten und Sonne spielen wollten. Ich bin kein Wetterfrosch und Meteorologe, aber vielleicht war es doch ein Zusammentreffen von Blitzen, die zusammen einschlugen. Doch es war wohl der Intensität des Unwetters geschuldet, das zwar in unserer Stadt keine Schäden verursacht hat, sehr wohl aber auf der einzigen Straße, die in unsere schöne Stadt führt. Bevor die Verbindung zur Außenwelt gekappt wurde, erhielten wir noch die Nachricht, dass es wohl in den umliegenden Städten einige Zerstörungen mit Toten und Schwerverletzten gegeben hat. Zu Gast sind Reverend Meyer und der Police Chief Dan Duncan. Hallo, die Herren.»

«Hallo Tim.»

«Guten Morgen, Tim, und ich möchte gleich Gott danken, der wieder unsere Gebete erhört und das Unwetter um unsere tiefgläubige Gemeinde geleitet hat, inklusive einer Erleuchtung, die wohl ein Zeichen für uns war, uns nicht zu sorgen.»

«Ein gelungener Abend möchte man fast sagen, wenn man etwas schwarzen Humor ins Spiel bringen möchte», ergänzte Truth. «Danke, Reverend. Dan, wie ist die Lage da draußen?»

«Hier in der Stadt und im Tal sind uns keine Schäden, weder an Mensch noch an Infrastruktur bekannt. Aber wir sind von der Außenwelt abgeschnitten, was sowohl den Verkehr, als auch Funk und Telefon betrifft. Nachdem wir eine Stadt sind, die auf sich selbst aufpasst und sehr abgelegen liegt, ist es fraglich, ob uns Hilfe gesendet wird. Sie werden sicher erst andere Städte unterstützen, ehe sie hier sind. Andererseits hält Gott seine schützende Hand über uns, es wird uns an nichts mangeln. Machen wir das Beste daraus.»

«Danke, Dan. Nun etwas Musik.»

Tim Truth nickte und schaltete die Mikrofone auf stumm.

«Gut gesagt, Dan, machen wir das Beste daraus. Es ist eine Chance. Ich sehe es positiv, dass die Brücke unpassierbar ist und das Geröll unseren Talzugang auf Wochen verschüttet hat. Es ist ein Zeichen Gottes, definitiv.»

«So sieht es aus, Reverend», nickte Tim zustimmend. «Kaffee?»

«Oh, sehr gerne.»

«Kaffee ist wichtig. Wie groß sind die Vorräte?»

«Keine Ahnung. Beten wir zu Gott. Er soll welchen schicken.»

Sie alle lachten. Und doch wussten sie, dass der Reverend in der Kirche ein Gebet ansetzen würde. Tim Truth verließ das schalldichte Studio und bediente die Kaffeemaschine. Er blickte nach draußen.

«Schnell, kommt her. Seht euch das an! Das glaubt ihr nicht!»

Der Police Chief und der Reverend eilten zum Fenster. Sie gafften nach unten auf die Straße, wo ein Mann mit einem ausgefransten Strohhut, gekleidet in einem kurzärmeligen, bunten Hemd und brauner Sackhose samt einem Bündel, das einem Stock hing, welchen er wiederum über seine Schulter gelegt hatte, über die Straße ging.

Der Chief zündete sich eine Zigarette an und öffnete das Fenster. Er blies den Rauch hinaus. Er schüttelte den Kopf und zog kurz an seinen Hosenträgern. Der Reverend bekreuzigte sich und murmelte «Ein Nigger», während Tim Truth schnell in sein Studio ging, um eine weitere Platte aufzulegen, ehe er aufgeregt zurück eilte.

«Was sucht der hier? Wie kam er hierher? Es ist doch alles zerstört.»

«Vielleicht kam er schon vorher rein. Sind Diebstähle bekannt?», fragte der Reverend.

«Hat sich bisher keiner gemeldet», knurrte der Chief.

«Den sollten wir ihm Auge behalten.»

Der farbige Mann ging am Drugstore vorbei, am Geschäft des Schneiders und weiter an dem des Friseurs. Sein Schritt war beschwingt, was auf die weißen Passanten provozierend wirkte. Die besorgten Bürger blickten ihm hinterher oder wechselten die Straßenseite.

«Manch einer hat bestimmt noch nie einen Andersfarbigen gesehen. Es muss ein Schock für sie sein.»

«Soll ich die Nachricht über den Äther schicken?»

«Nein, Tim, lass mal. Beobachten wir ihn, dass er nichts Dummes anstellt oder ein Mädchen berührt.»

Der Sturm über ihnen hatten die Einwohner der Stadt schnell vergessen, aber der Sturm, der durch ihre Straßen gegangen war, ließ sie nicht los. Sie tuschelten und fluchten, sie riefen nach der Polizei und dem Bürgermeister, der beschwichtigen musste.

Der Stadtrat trat zusammen, alle neun Männer waren erschienen.

«Es gibt zwei Tagesordnungspunkte», begann Wes Meyer, der als Letzter den kleinen Saal im ersten Stock des Rathauses betrat und hinter seinem Stuhl stehen blieb. Seine Hände ruhten auf der Lehne. Sie alle sahen zu ihm auf, darunter auch Jim Underwood und Ed Miller. «Die Nachwirkungen nach dem Sturm und unser neuer Besucher.»

«Wir sollten ihn aus der Stadt jagen!», forderte sofort Dean Sullivan, ein bärbeißiger Bauunternehmer.

«Er hat nichts getan», argumentierte der Bürgermeister.

«Er ist schwarz! Er lungert herum! Das alleine reicht für zehn Jahre.»

«Dean hat recht. Wir leben in einer rechtschaffenen Stadt und können Störenfriede nicht gebrauchen», stimmte Jack Dawson zu, das älteste Mitglied am Tisch.

«Gott liebt jeden Menschen», sprach der Reverend und faltete seine Hände.

«Ja, lasst uns beten!», rief Richter Ed Miller voller Enthusiasmus. «Soll Gott entscheiden, was mit ihm passiert. Wir formulieren das Gebet so, dass es der Gemeinschaft zugutekommt, aber die ausgrenzt, die nicht hierher gehören. Ist er weg, ist es gut, sieht Gott das anders ...»

«... dann nageln wir ihn ans Kreuz, damit wir endlich keinen rein weißen Jesus mehr am Kreuz

hängen haben», kommentierte Jim Underwood trocken.

«Was ist falsch an dem weißen Jesus?», fragte Sullivan.

Underwood schüttelte leicht den Kopf und drückte dabei seine Augen mit den Fingern zusammen. Schließlich griff er zur Kaffeetasse.

«Fragen Sie Ihre Tochter, Sullivan!», riet Schulleiter Hawkins ihm.

«Geben Sie mir lieber den Auftrag zum Bau der neuen Turnhalle», kam es von Sullivan zurück.

«Meine Herren, beten wir in der Art, dass wir Gott danken und bitten, dass die Unverdorbenheit und Würde in dieser Stadt gewahrt werden muss, dass nur Mann und Frau gleicher Hautfarbe heiraten und in der Ehe miteinander schlafen dürfen, ansonsten, oh Herr, müsse er uns von dieser Schmach befreien», schlug Miller vor.

«Ich finde das keine gute Idee», bemerkte Dr. Zack, der hiesige Doktor, leise. Er war mehr ein Mann der Hände als der Worte.

«Was sonst noch, Richter? Keine Kommunisten? Dass wir keine Kriegsversehrten und -veteranen aufnehmen, keine schwarze Madonna und niemals einen dieser neuen, grauenvollen Sänger? Dass wir nicht von Juden unterwandert werden, die gerade die schlimmste Erfahrung seit Menschengedenken erleiden mussten? Dass das vielleicht nicht einmal falsch war? Dass nur die kommen dürfen, die die Gesetze Gottes

respektieren? Nur die, die einen christlichen Jesus sehen? Ist es das? Und das fordern Sie als Richter?», fragte Bürgermeister Wes Meyer forsch.

«Was ist falsch an einem christlichen Jesus?», fragte Sullivan und blickte sich um. «Los, sagt schon! Was habt ihr heute andauernd mit Jesus?»

«Ihre Worte zeigen eindrucksvoll, wie viele Gefahren da draußen herrschen, Bürgermeister. Reverend, würden Sie Millers Worte am kommenden Sonntag so beten?», fragte Wolfgang Monet, der sich bisher in der Diskussion zurückgehalten hatte.

«Mit Verlaub, Wolfgang. Diese Stadt ist nicht nur eitel Sonnenschein. Manche Worte könnten missverständlich sein und das Leben einiger Bürger gefährden», betonte Dr. Zack seinen vorherigen und ignorierten Einwand nachdrücklich.

«Meinen Sie, meine Frau geht fremd?», höhnte er. Sein Bauch wackelte. «Moment, ich verstehe, wen Sie meinen! Sich selbst, Doc! Single und im Bett mit meiner Frau.»

«Genug, meine Herren», versuchte der Reverend zu schlichten.

«Nur zu gerne würde ich eine Beziehung haben, Wolfgang. Aber meine Zeit als Doktor und Leiter unserer kleinen, aber feinen Klinik lässt mir kaum Zeit für andere Dinge wie es bei einer Bank ist, wo ich nur Geld zähle.»

Monet verzog sein Gesicht, während andere Stadtratsmitglieder lachten, was ihm zusätzlich missfiel. «Doc, Sie lieben doch diesen Ort, wo Sie Ihr schwer verdientes Geld lagern können. Und Sie haben einfach eine schlechte Zeiteinteilung. Oder sind unsere Gebete so schlecht, dass Sie so viel zu tun haben? Aber ich verstehe Ihre Argumente gegenüber Menschen, die wir im Rahmen eines Gebets brüskieren könnten. Dann lassen wir das Gebet an diesem und folgenden Sonntagen und vertrauen auf die Polizei.»

«Gentlemen, wir beten dafür, dass wir von der Außenwelt abgeschnitten bleiben. Mit Chief Duncan und seinen Leuten haben wir kompetente Leute in der Stadt, die für Recht und Ordnung sorgen und sich nicht nur auf Gott verlassen. Und das ist gut so.»

«So ist es Bürgermeister. Stimmen wir ab!», forderte der Reverend den Stadtrat auf.